

Fontana-Martina

Autor(en): **Schenk, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 41

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648917>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fontana-Martina

Ein Idyll am Lago Verbano. Von Paul Schent

Der Name allein hat mich angelockt. —

Fontana-Martina, das klingt so schön, so versprechend alt. Sind doch Siedlungen, die mit ihrem Namen an den Heiligen Martin erinnern, sehr alt, gehen oft in die Anfänge des Christentums zurück . . .

Ich hätte auch mit dem Postauto von Ascona aus nach Porto-Ronco fahren, dort die lange Granittreppe nehmen können, um nach dem Dörfchen Ronco zu gelangen. Aber das Auto ist bei den wenigen Kursen so überfüllt, daß ein Gedränge herrscht wie in einer Büchse mit portugiesischen Sardinen. So habe ich denn die billigste und schönste Möglichkeit gewählt und bin zu Fuß nach Vosone gewandert, habe mich dort beim padrone Brogini in seinem Grotto unter den mächtigen Bäumen viel zu lange aufgehalten und mein Fahrgeld für das Auto gegen Nostrano und marinierte Fische eingetauscht. Dann bin ich durch den lichten Birkenwald geschlendert, durch den sich der Weg am Molino di Brumo nach Ronco zieht.

Ronco. — Es ist ein idyllisches Bergdorf, dessen Kirche vielleicht eine der schönstgelegenen im Tessin ist. Von der Terrasse aus weitet sich der Blick nach Süden hin über die Inseln von Brissago nach Italien. Nordwärts breitet sich die Landschaft zum Auslauf des Maggiatales, zur Magadinoebene, in deren Dunst wir ganz hinten Bellinz abnen; auf das Maggiadelta, dem Mückenparadies, das trotz der dort hausenden Mückenlegionen von Badenigen und mondänen Jünglingen wimmelt . . .

In einer dunklen Handlung des Dorfes steht neben einem Gestell mit Hosenträgern ein Halter mit Ansichtskarten. —

Kartenschreiben ist die Ferienplage. Schade, daß man bei uns das Sprichwort *nulla notizia — buona notizia*, nicht kennt! Man erwartet also von mir Grüße aus dem Süden . . .

„Dove si trova la posta?“ —

„Tutto diritto, signore . . .“

Da ist ein hellblau getünchtes Haus, in dessen Mauer ein grüner Briefkasten eingelassen ist. — Für etwaige Analphabeten ist ein versiegelter Brief aufgemalt. — Durch einen bogenförmigen Eingang gelange ich in ein sonnenüberflutetes Höfchen. Neben der Mauer gegen die Gasse läuft ein zwei Meter breiter Schattentreiben. Dort sitzt ein alter Mann: *Il capo posta!* Wie er mich die Treppe nehmen sieht, steht er auf, grüßt und trippelt in einen großen, kühlen Raum. Ich gehe folgsam hinter ihm her.

Ein Regal mit Fächern steht in der Ecke. Dort drüben eine Dezimalwaage; drüben ein Tisch. In der Mitte des Raumes ein ebensolcher mit Stempeln, Stempeltischen und Schreibzeug. Ein mannhohes Thermometer mit verblichener Skala hängt an einer Seitentüre. An der offenstehenden Eingangstüre mit dem eingebauten Schalter Nummer eins hängen die Hoheitszeichen des postino: Briefträgermütze und Brieftasche.

Unterdessen hat sich der Alte — er trägt übrigens keinen Kragen, jedoch eine Krawatte bloß um den Hals — an den Tisch in der Mitte hingesezt, hat seine Brille auf die Nase geschoben, stüßt seine braunen Hände auf der Tischkante auf, beguckt mich und fragt endlich nach meinem Begehren.

„Tre francobolli da cinque!“ (Ich schreibe aus den Ferien nie mehr als fünf Worte.)

„Subito . . .“

Aber den Schlüssel sollte man . . . Doch, da ist er! Der Tischkasten quielet, die braunen Hände tasten in das dunkle Innere und befördern das bekannte schwarze Markenmagazin der eidgenössischen Postverwaltung ans Tageslicht. Die Hände flappen den Pappdeckel zurück, die Augen suchen durch die Brillengläser nach der Zeigermarke, unter deren Deckel die grünen Fünfermarken in Bogen liegen. Ein Briefmarkensammler könn-

te die Marken kaum sorgfältiger von einander lösen, als dieser Posthalter.

„Ecco signore!“

Ein Zehner und ein Fünfer klingeln auf der Zahlplatte. Zwei grobe Finger haben Mühe, die kleinen Dinger zu erfassen. Doch rollen sie endlich in die Hand, die der Posthalter zwecks Kontrolle der Geldstücke nahe an seine Augen hält; und schließlich klingeln sie nochmals in dem für sie vorgesehenen Blechfach der Postkasse. — Wie nüchtern sind doch unsere Poststellen in der Stadt! Peinlich sauber sind sie, hell, geräumig. Die Beamten sind auch bei uns freundlich. — Aber die menschlich vertraute Atmosphäre dieser kleinen Post ist bei uns nirgendswo anzutreffen . . .

„Welche Straße muß ich nehmen, um nach Fontana-Martina zu gelangen?“

„Subito . . .“

Das Markenbuch verschwindet in der Schublade; diese wird zugestoßen, der Schlüssel umgedreht, herausgezogen und in der Westentasche versorgt. Dann begibt sich der Herr Posthalter wieder auf seine Terrasse, weist über die Mauer nach der engen Gasse hinunter:

„Sie gehen durch diese Gasse. Dort vorne biegen Sie unter dem Gang durch und dann alles tutto diritto . . . Gehen Sie einen Besuch machen?“

„Nein!“

„Aber in Fontana-Martina sehen Sie nur zerfallene Häuser, von denen einige notdürftig bewohnt werden können!“

„Es sollen dort auch ganz nette Landhäuser sein!“

„Ja, die neuen Häuser der signori aus dem Norden schon. Das alte Dorf aber hat seine Zeit gehabt!“

„Weshalb ist es denn verlassen?“

„Früher waren die Leute da vorne auch signori. Weinbauern waren die meisten von ihnen. Der ganze Weg von Ronco bis weit über Fontana-Martina hinaus, ja fast bis Brissago, war einst ein Rebberg. Sie sehen das noch an der terrassenförmigen Gliederung des Hanges. Der Wein wurde damals zum größten Teil nach Italien ausgeführt. — Das tönt sonderbar, nicht wahr? — Und wie der Wein, so sind auch die signori einer nach dem andern nach dem Süden, in die Toscana ausgewandert. Etliche von ihnen gingen sogar nach Amerika. Wenn Sie ein Stück Land kaufen wollen, so können Sie erleben, daß dieses Stück von einer Erbschaft her drei oder vier gemeinsame Eigentümer hat, von denen der eine im Norden wohnt, der andere in Sieci bei Florenz und der dritte in den Staaten!“

„Ist denn nie einer zurückgekommen?“

„Oh, doch. Manch einer kam als reicher Mann wieder hieher und hat sich in Ronco seinen „palazzo“ gebaut. — Dann ist eine Familie nach der andern von Fontana-Martina nach Ronco umgezogen. Als die Rebrankheiten kamen, wurde der Weinbau vernachlässigt. — Wissen Sie, daß die Ciseri aus Ronco stammen?“

„Der Schöpfer der depositione in der Madonna del Saffo ist doch auch ein Ciseri!“

„Ja, eben der Antonio. Den habe ich hier gesehen; der war der berühmteste von allen. Schon als Zehnjähriger kam er nach Florenz und sollte wie sein Vater Dekorationsmaler werden. Bei Benvenuti und Bezzuoli hat er dann das Malen gelernt. Er war doch professore dell'academia und commendatore der italienischen Krone. Über 200 Portraits hat er gemalt. Sogar die Könige Vittorio Emanuele II und Umberto I ließen sich von ihm malen; so auch der Staatsmann Cavour . . .“

Jaja, dieser Antonio war ein berühmter und geachteter Mann. In Ronco ist es nun still, und stiller noch in Fontana-Martina. Sie werden es sehen! Es sieht aus wie ein altes Räuberneß, dieses verlassene Dorf. — Vor Jahren ist einer aus dem Norden gekommen, hat die Ruinen zum großen Teil gekauft, sie ein wenig zurecht gemacht; hat eine Druckerei, eine Weberei und Töpferei in einzelnen Häusern eingerichtet und wollte eine Siedlung von Künstlern gründen. Man sagt, er sei ein Kommunist gewesen“, flüsterte mir der capo posta ins Ohr. „Er war aber im Grunde ein guter Mensch und ist von den andern Schmarozkern arg ausgenützt und übervorteilt worden. — Und heute ist alles wieder beim alten. Bis auf einige Häuser läßt man einstürzen, was zerfallen will. — Lei lo verrà!“

Ich danke und nehme von dem leutseligen capo posta von Ronco Abschied und schlendere durch die bepflasterte, enge Schattengasse unter dem Bogen durch nach Fontana-Martina.

Fontana-Martina. — Ein heißer Julitag gießt aus dem wolkenreinen Himmel ungehemmtes Licht über den Ruinenweiler. Aus dem dunklen Grün der Feigen und Kastanien heben sich blendend die weißen Mauern der Häuser und Trümmer ab. Bienen summen; Falter tummeln sich an wuchernden Schmetterlingsbäumen. Auf der Terrasse eines einstigen Hauses spielt eine Kägenmutter mit ihren Jungen. Wild wachsen mächtige Hortensienbüsche, deren Blütenkugeln in warmen Tönen aus dem Dunkel des Hintergrundes leuchten. Dort hinten drängen sich die Häuser noch ganz eng zusammen wie ehemals, als das Dorf noch ganz bewohnt war. Ein Gefühl von Nuffigkeit befällt mich, wenn ich die kalt und feucht scheinenden Mauern im Schatten ansehe. Ein Gewirr von Treppen und improvisierten Geländern aus dünnen Baumstäben überbrückt die durchgangähnliche Straße. Das sind die Häuser, die hell aus dem Walde aufleuchten, an denen gegen den See hin verwegene Holzbalkone kleben, die man nur mit Lebensgefahr betreten könne, wenn man es nicht vorziehe, sich vorher anzuseilen. Da sollen also noch einige Räume bewohnbar sein.

Letztes Jahr war die Kirche mit Holz zum Trocknen angefüllt. Jetzt ist sie leer, öde und verlassen. Wo einst hohe Kirchenfenster waren, gähnen Maueröffnungen. Die Stuckgewölbe sind teilweise schon heruntergefallen, die Mauern feucht und moderig. — Wer weiß, vielleicht finde ich bald eine Holztafel mit der Aufschrift: „Vietato l'ingresso = Einsturzgefahr.“ — Oben im alten Dorfe lese ich eine verbliehene Anschrift einer Taverne. — „Voce del Deserto.“ Hat sie nicht heute den treffenden Namen?

Es gibt ja genug Leute, die diese Gegend als „Wüste“ verleumden. Haben sie wohl den Kastanienwald nicht beachtet, der den ganzen Berghang bewacht? Ein einziger Kastanienwald mit edlen Kastanien reckt sich hier bis weit hinauf, fast bis zu den Alpen am Fuße des Monte Leone. In diesem Wald lebt es. Man hört neben den Geräuschen der Tiere die Holzhacker, die Nuß- und Brennholz gewinnen. Man hört das „Sing-säng“ einer Waldsäge, die dumpfen Hiebe einer schweren Art, das Surren der Reifigwellen, die an steil angelegten, primitiven Seilbahnen zu Tal sausen, und die weithin vernehmbaren Warnrufe der Arbeiter, die unten die Reifigwellen sichten.

Durch den Wald säufelt ein sanfter Wind. Plötzlich tritt man in Lichtungen, auf Terrassen, die bebaut sind: Kartoffeln, Wein, Mais wachsen da und verraten schwieliger Menschenhände Arbeit. Aus dem wirren Durcheinander des Unterholzes steht man auf einmal inmitten eines herrlichen Gartenparadieses, in dem neben den Nußpflanzen wohlgeordnet bunte Blumen das Auge erfreuen . . .

So erging es mir mit dem Hause da vorne, das lange nach dem Verlassen von Fontana-Martina gebaut worden ist. Ein gepflegter Buschgarten umgibt das stille Häuschen. Das terrassenartige Gelände ist weit im Umkreis bebaut. Vor dem Hause führt eine lange Pergola in die schattigen Ecken des Gartens, während vorne an einem Sonnenplatze ein Steintisch zum be-

sinlichen Schauen über den See hin einlädt. Oben am Wege traf ich eine Frau mit Unkrauten beschäftigt. — Jaja, das Unkraut hier schießt ins Zeug! Und erst wenn es nach langer Trockenheit einmal Regen gibt. Unkraut, Unkraut! Selbst die herrlichsten Schmetterlingsbäume, die wuchernden Hortensiensträucher sind hier — Unkraut. Als ich an der Frau vorbei kam, grüßte ich:

„Buon giorno!“

Die Frau sah auf und lachte mir ein „Grüebach“ entgegen. „Sojo, o vo Bärn?“

„Ja. Es sy zwar scho meh als füzjäh Jahr, daß mer hie wohne, u i ha no geng nid rächt italiänisch glehrt. Sie redt ja alles düttsch . . .“

Die Frau ist längst ins Haus zurückgegangen. Sie eilte hinein, als man daraus das schrille Pfeifen eines Wasserkessels auf dem Kochherd hörte . . .

Um mich her raschelt es beständig. An lichtüberfluteten Mauern sonnen sich Eidechsen. Große und kleine Exemplare, die sich bei dem winzigsten Geräusch in das Buschwerk oder in Mauerriegen in Sicherheit bringen.

Da unten wächst ein Feigenbaum durch eine noch standhaltende Fensteröffnung . . . Der schmale Weg durch das Dorf windet sich an einer alten Wegkapelle vorbei. Ein verrostetes Eisengitter verrät die geschmackvolle Schlosserarbeit eines Tessiners. Verbliehene Fresken sprechen von einem pittore, der neben der Flachmalerei auch eine künstlerische Hand hatte. In der nähen Urwüchsigkeit der Fresken spiegelt sich die demütige Ergebenheit des Tessiners vor Gott. Ein kühler Bergbach tomt zwischen Steinen rauschend daher. Von einer Sammelstelle läuft ein Teil des Wassers durch eine weite Röhre in einen Holzzauber, in dem farbige Wäschestücke schwimmen . . .

Weit schaue ich über die Wasser des Lago Verbano.

Unter mir träumen die Inseln von Brissago. In der Bausünde, welche eines der kleinen Eilande verunziert, soll bis vor kurzem ein „Schloßherr“ gewohnt haben, von dem in der Gegend die wunderbarsten Geschichten erzählt werden . . .

Am Morgen scheint das östliche Ufer unbewohnt. Wenn aber der Dunst sich hebt, wenn es Abend wird, dann tauchen drüben Dörfer, Weiler und Alpen auf. Der Bergzug gegenüber verliert seine einheitliche Fläche. Die Runsen, Höcker und Wellungen treten hervor. Drüben liegen Bira, dicht am Wasser, Gera, dessen kubische Häuser in der Sonne weithin leuchten, darüber Ronco sopra Gera. — Ronco ist unser Rätti: gerodetes Land. — Da sonnen sich die Gäßchen von Ranzo und darüber liegt Sant' Abbondio mit der schönen Kirche. Und weiter wandert mein Blick nach Pino. Das liegt schon jenseits der Grenze. — Hier Frieden — dort Krieg! Und doch liegt die ganze Landschaft friedlich da, unter demselben blauen Himmel, von der nämlichen Sonne beschienen. Nur eine von Menschenhand gezogene Linie trennt hier Frieden und Krieg . . .

Nach links hinauf schaue ich in der Richtung Ronco nach Ascona. Die Häuser der Piazza spiegeln sich in gelben und rötlichen Tönen im See, einer venezianischen Vision gleich.

Dort unten wohnen Maler, Bildhauer und andere Künstler neben solchen, die es gerne fein möchten und nie fein werden. Da haufen Schriftsteller, Lyriker und Dichter, die das herrliche Tessinerleben schildern; von Grotten, Osterien und Künstlerklausen mit Mandolinemusik träumen und von Gondelfahrten und Serenaden illustrierte Hefte vollschreiben . . .

Die alte Tessinerin, die in regelmäßigen Abständen hier vorbeigeht, kommt wieder das steile Wegstück hinauf. Das Alter hat Hände und Rücken der hagern, kleinen Frau gekrümmt, so daß sie noch kleiner erscheint. Die Kleider sind ihr viel zu weit. Die Füße stecken in groben Lederschuh. Am Rücken trägt sie einen Korb mit Mist auf eine der obern Terrassen. Mit der einen Hand stützt sie sich auf einen Stod. In der andern trägt sie dürrer Äste, die sie beim Gehen sammelt.

Als ich sie zum ersten Mal sah, bot ich ihr den guten Tag. Fremd schauten mich die lebhaften Augen unter dem verblichnen Strohhut an, und die Erwiderung war ein unverständliches Murren. Ob sie da unten diese Alte wohl jemals gesehen haben? Sie weiß nichts von der „Stimmung“, nichts vom sorglosen Leben im Tessin. Unzählige Male ist sie schon mit dem gefüllten Korb hinaufgestiegen. Und so lange die Sonne am Himmel steht, wird sie nicht aufhören. Wenn der Tag um ist, dann

geht sie zur Kirche, unserem Herrgott für den geschenkten Tag zu danken, wird die polenta essen und müde ins Bett sinken. Für sie ist das Leben Arbeit, harte Arbeit, die mit zäher Ausdauer dem fargen Boden die einfache Nahrung abringt . . .

Ob sie wohl denkt, daß ich es gut habe, weil ich da auf einer abbröckelnden Mauer sitzen und weit ins Land schauen kann?

„Wettet dir öppe wüsse, was für Zyt das isch?“

3'Burtles uf dr „Länge Stäge“, wo d'Oberstadt u Unterstadt mitenand verbindet, ischt einischt am ne schöne Namittag es Meitschi gstande mit zwöine blonde Züpfli u hälle Sugleni. Es het e große, e grüüskli große Chorb am Arm treit, wil es het wöue zum Bed a d'Mühligas ha Brot reiche. Sie bei halt deheimen es chlyses Gschäftli gha u dert derby vil Brot bruucht, u ds Müeti het gäng e chli druuf ghalte, we mügled chli uf alli z'verteile. De het es albe de größere Chind ds Brotreiche-Amkli überlah. Zum Bed Müller a d'Mühligas isch aber ou es niederfch vo ne gären gange! Mfe sy nes zwöi liebi, gueti Lütli gi dert unde u nie ischt eis z'läärem heicho. Gäng hei si öppis Guets parat gha, es Weggli oder es Güehi, es Schogolastängeli oder es Sektli fuuri Täfeli oder süsch öppis Guets u Vatter Müller het ne die schönste Spfumütschi wytume bachtet. Gewöhnlech sy si de ds Chronhaldeli z'dürab, wil's näher gsi isch, aber es ungrads Mal hei si dr wyter, beläbter Wäg nid gschochen u bei fesch ou Zyt gno derzue.

Omü hüt schynt's däm Meitschi dert gar nüt z'pressiere! Warum steits ou gäng still u wott nid vo Fläc, blybt gäng uf em glyche Tritt chläbe? Es macht facht Gattig es warti uf öpper. U was nifflet's ächt ou gäng a däm schwarze Schnüerli, wo nes ume Hals treit? Het's nid gar no nes Uhrli dra, het's grad i dr hand? Ja gwüß! U lue, wie-n-es andächtigt druuf abe luegt u de ume syri Sugli obfi u nidfi spaziere laht, gob niemer derthär chunnt! Was het's ächt ou eigetlig im Sinn?

Aber lue! Jek chunnt Läbe in ihns. Wo dr Mehggergaf här chunnt e Frou dr Stäge zue, chunnt langsam Tritt für Tritt z'dürruf, isch scho ganz nach vo däm Meitschi. Das het ere scho lang jedi Bewegig abgluegt u wo die Frou no näher chunnt, da luegt es se treuhäzig mit syne Sugli a u fragt se: „Wettit dir öppe gären wüsse was für Zyt das isch?“ — Bi dere unverhoffte Ared geit es chlys Lächle über ds Gesicht vo dr Frou. „Ch, du guets Chind“ seit si zue-n-ihm, „wenn i wott wüsse, was für Zyt das isch, lue, da bruuche-n-i ja nume dr Chopf ufz'ha, da steit ja d'Chilche mit em Zyt grad vor mer i dr ganze Größ! Da cha-n-igs ja grad sälber gseh.“ — Aber wo si du das enttüsschte Gesichtli gseht, fahrt si furt: „Aber es isch glych lieb vo dr, daß mersch hesch wöue säge. Hesch du gwüß scho nes Uhrli! U was für nes schöns! U de grad no nes silberigs. Ja, isch de das aber dis? Wo wäm hesch es de übercho?“ — „Ja, wüßet dr“ seit da druuf ds Meitschi, „es isch drum mym Müeti sy. I ha drum hättlet u gchääret, bis es mersch erloubt het's einisch e chli z'trage. Nume jek grad, für ga Brot z'reiche. D, i ha scho Sorg derzue, i ha-n-ihm's ja verfroche. Seit nume nid Angsch, daß ig's verheie. I weiß, wie lieb es ihm isch! Aber wüßet dr, i ha drum jek so ne große Freud dra, daß ig am liebschte allne Lüt möchti säge, was für Zyt daß isch!“ U dermit wirft's no ne lefchte Blick uf ds Uhrli, stedt's i ds Gürtli, seit fründlig adie u springt i länge Säz mit sym Chorb d'Stäge ab dr Mühligas zue.

— — Ja, so nes Uhrli, so nes Muetter-Uhrli! Was für ne Wält liegt doch da drinn! Mid nume für d'Chind, ou für die

große Lüt. Ds glyche, silberige Uhrli het mer nämlech ds glyche Meitschi nach Jahre, nach vilne Jahre, zuegschickt, nachdäm d' Muetter, wo's es Läbe lang treit het, die liebe, treuen Duge für gäng zue ta het gha. — Schön u sorgfältig isch es ypackt gsi — wie nes Heiligtum — u wie nes Heiligtum vo deheimen isch es zue mer cho, ds Muetter-Uhrli mit däm vierbletterige, silberige Chleeblettli, mit däm syne, syne Chränzli vo blauen u rote Blüemleni uf em Zyperblatt. Ds Uhrli, wo d' Muetter es Läbe lang in Ehre gha het, i Freud u Leid, wo si mit keim guldige hätti möge vertuusche, wo so nes guets Wärchli het gha, wo me fesch gäng het chönne druuf verlah wie uf d' Muetter sälber. Wie stolz bin ig albe gsi, wenn ig's am ne bsungere große Tag zur Tracht ha dörfe trage! — I cha dä Momant nie vergässe, wo nes ume zue mer cho ischt, aber nümme diräkt us dr Muetterhand-wil mer sche für gäng verlore hei. — Briegget ha-n-i, bitterlech briegget, u dene Träne verschämeli ig mi nie.

U d'Schwöschter het mer derzue gschribe, äs schid mer da Müettis Uhrli, aber i bruuchi's de nümme ume z'schicke. As wüßi, daß es ganz im Sinn vo dr Muetter figt, wenn ig's tüel bhalte. I figi ja ds Einzige vo ne, wo d'Tracht tüel tragen u ds Müetti heig gäng Freud gha, wenn i sy Uhrli derzue treit heig. I fölls ou wytersch so machen u es figi mir zytläbens es Adänken a üsi liebi, verstorbeni u gueti Muetter. I föll's gäng in Ehre ha.

Ds lefchte z'säge, wär allwäg chuum nötig gsi. Ds Uhrli vo dr Muetter isch mer wääger ds Liebste vo dr Tracht. U i hoffe nume, i dörfi's no rächt lang tragen u no rächt lang gspühre, daß Als, aber ou Als, wo eim igendwie mit dr Muetter verbindet ou übers Grab us eim d'Muetternächti fühlte laht. Wil me äbe e Muetter — u e settigi Muetter wie mir hei dörfe ha — nie, nie im Läbe cha vergässe!

C. M. Tanner-Meschlimann.

Auflösung zur Bildseite 970 in Nr. 40:

Bern baut um.

Im obersten Bild wird rechts die Bürkbesitzung abgerissen. Im Vordergrund wird das damalige Hotel National erstellt.

Im mittleren Bild sieht man vor allem das ehemalige Cafe Merz mit seinem Garten. An seiner Stelle steht heute die Spar- und Leihkasse.

Das große Bild unten stellt einen Teil des alten Kasinos dar und zwar im Moment, als mit dem Abbruch begann. Im Hintergrund sieht man einen Teil des Bundeshauses.